

Winterabend über der Stadt

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Winterabend über der Stadt

Schläfrig liegt die Stadt im dunklen Grunde.
Winternebel schleicht durchs graue Tor.
Eine Glocke ruft die Abendstunde,
Straßenschein schaut grämlich müd empor.

Talwärts huscht ein Licht durch Wälderwehren,
Lischt im Wald und blizt dann wieder auf,
Stutzt verschüchtert an den scharfen Rehren
Und beschleunigt eilig seinen Lauf.

Und nun hör ich auch das Schellenklingen:
Stillen Toren lenkt die Bergpost zu.
Noch das Echo will am Hange singen,
Zittert leise — und geht auch zur Ruh.

Martin Schmid

Die Karnevalsnacht der Indios

Dort, wo Weiß und Schwarz aufeinanderprallen, sich zermürben und ergänzen, das ist Bolivien. In keiner anderen Stadt der Welt stoßen modernstes Kulturleben und echte, unverfälschte, von Zivilisation unberührte Wildheit grell und unvermittelt so zusammen, wie in La Paz. Man sieht Männer und Modedamen, die aus einer prunkhaften Auslage eines Modegeschäftes des Boulevard d'Opera in Paris gestiegen zu sein scheinen; daneben leucht ein Indio, der braune, eingeborene Sohn dieser Erde, unter schwerer Last. Auf seinem Kopfe hat er eine Zipfelmütze aus Baumwolle, farblose, schleißige Lumpen umhüllen den sehnigen, mageren Körper, seine Füße stecken in zerrissenen Sandalen oder Schuhen, deren aufgesetzte Flecke und geplakte Nähte von der entsetzlichen Armut ihres Trägers künden. Cholas gehen vorüber, Mischlinge weiblichen Geschlechts, die den Stolz ihrer spanischen Väter mit der zügellosen Ungebundenheit und Nomadentwildheit ihrer indianischen Mutter vereinen. Sie sind in vielfarbige, schreiende Gewänder gehüllt, tragen einen spiegelnd lackierten, weißlich-gelben Strohhut und gehen in modernen, spitzen Schuhen mit hohen Stöckeln einher. Ihr pechschwarzes Haar, im Nacken lose zu einem Knoten verschlungen, fällt über die breiten, kräftigen Schultern. Greise, weißhaarige Indios, von denen man behauptet, daß sie hundert und mehr Jahre alt seien, schreiten wie rüstige Männer, treiben Lamas, feilschen

und kaufen im Markado oder sie sitzen in philosophischer Ruhe im Schatten eines Baumes und lassen das ruhelose Leben der modernen Welt an sich vorübergleiten. Banken, Großhandels Häuser, marmorne, weiße Villen, Dome, Paläste und Sandsteinhaufen, das ist La Paz.

Aber das Bild dieser sonderbaren Stadt ändert sich zur Karnevalszeit. Alle Häuser, alle Gaststätten, jede Indianerhütte wird geschmückt. Auf den Gassen ist ein Leben, ein trunkenes, ausgelassenes Leben und Jauchzen. Amerikanische Mineningenieurere fahren in prunkvoll geschmückten Autos, Abenteurer aus aller Herren Länder kommen da zusammen, Aufseher, Antreiber, Vorarbeiter spielen in krankhafter Lustigkeit die Herren. Und der Indio — der Sohn einer großen Vergangenheit — der in unsagbar armen Hütten wohnt und das ganze Jahr hindurch das kostbare Erz der Minen schürft, taumelt wie ein Fremdling durch dieses Fest. Aber die Jahrtausende alte, blühende Kultur ist in ihm noch nicht vergessen. Die gespenstische, feierliche Herrlichkeit der Inkazeit erwacht, als das Karnevalstreiben am wildesten aufschäumt. „Entrada del Inkas“, das ist der Einzug der Inkas am letzten Sonntag des Karnevals. An diesem Tage wäscht der Inka die Pomade aus dem modisch gescheitelten Haar, er wirft Kleider, Schuhe und Leinenhemden, die Erzeugnisse der modernen Kultur, ab und kramt aus alten Truhen uralte Kostüme hervor, schmückt sich wie